

Editorial

»Nur als Krieger kann man auf dem Pfad des Wissens überleben. Für einen Krieger ist das Wissen etwas, das plötzlich kommt, ihn überfällt und weiterzieht. Um ein Wissender zu werden, muss man ein Krieger sein, kein wimmerndes Kind. Man muss kämpfen, ohne aufzugeben, ohne zu klagen, ohne zurückzuweichen, bis man *sieht*, nur um zu erkennen, dass nichts wichtig ist.«

Carlos Castaneda

Die baptistische Konfessionsfamilie ist weiterhin durch stürmisches Fahrwasser auf dem Meer der Zeitläufte unterwegs. Die Rede ist dabei nicht von der »Bundeskrise«, die uns im vergangenen Jahr kaum mehr in Atem, sondern nur noch leicht in Bewegung hielt. *Diese* Krise ist jedenfalls auf dem besten Wege, in das subkutane kollektive Gedächtnis entsorgt, um damit auf besonders raffinierte Weise für alle Zeiten erhalten zu werden. Trotz großer Ankündigungen steht derzeit eine ernsthafte »Aufarbeitung« wohl nicht wirklich auf der Tagesordnung. Einem Anschreiben, das vor mehr als einem halben Jahr an alle »ehemaligen Bundesverantwortlichen« ging, ist keine weitere Aktion gefolgt. Mit den gewiss notwendigen Fragen zur neuen Bundesstruktur, die jetzt den stolzen Namen »Phase zwei« tragen, tut man sich da gewiss leichter.

Immerhin: Die Dinge laufen ordentlich, die neue Kirchenleitung arbeitet gut zusammen und auch die Kasse stimmt halbwegs wieder. Erstmals in der jüngeren Geschichte des Baptismus werden Mindereinnahmen durch Minderausgaben und nicht mehr durch ruinöse »Visionen« kompensiert. Über die neue und unpräzise agierende Bundesgeschäftsführung hört man vor allen Dingen, dass sie keine Fehler macht. Und das ist in diesen nicht leichten Umbruchszeiten ja schon etwas. In der Öffentlichkeit ist das Bemühen um Ausgewogenheit erkennbar, mit dessen Hilfe man diesen schwierigen Gemeindebund aus weiteren inneren Zerreißproben herauszuhalten sucht. Verständlich, gewiss. Für das kollektive Selbstbewusstsein hat man ja gottlob auch noch einen »Präsidenten aller« (Siegfried Großmann). Der ist nicht nur aber auch deshalb wichtig, weil das Volk immer jemanden braucht, zu dem es vertrauensvoll aufblicken darf.

Ein Kirche mit Perspektive sieht allerdings anders aus. Sie dürfte sich nicht auf Ausgewogenheit, Strukturfragen und artige Pressemeldungen kaprizieren. In einer Kirche mit Perspektive müsste man weg von den Schlagworten und für Überzeugungen gerade stehen (bzw. wie im Verlauf der Bundeskrise notfalls den Kopf hinhalten), statt zu versuchen, alle überallhin mitzunehmen. Letzteres kann in einem so heterogenen

Gemeindebund wie dem Unsrigen ohnehin nicht gelingen. Zwei Jahre nach Ausbruch der Bundeskrise spürt die neue Mannschaft allmählich, dass sie nun unter Erfolgsdruck steht. Die Larmoyanz über Flurbereinigungen und Trümmerlandschaften, die jede Aktion schon zum Hoffnungszeichen stilisierte, nutzt sich spürbar ab und verliert ihren Charme. Dem Retter-Image müssen daher nun langsam programmatische Taten folgen, weg vom Reparaturbetrieb, hin zur Freikirche mit Perspektive. Das ist bei jedem Systemwechsel so. Irgendwann wüsste man zu gerne, wofür die neuen Leute stehen.

Für die erforderliche Profilierung hat sich das neue Präsidium allerdings kein leichtes Terrain ausgesucht. Damit meine ich nicht das leicht karnevalistisch anmutende Motto »Kampagne missionarisch leben«, mit dem man mal wieder die Missionierung der ganzen Welt ins hypotrophe baptistische Auge fasst. Natürlich soll diesmal alles ganz anders werden usw. Freilich wird die Welt ihre baptistische Retterstunde wohl wieder nicht bemerken. Solche flauen Schlagworte zeigen nur, dass den Neuen bisher noch nicht viel Besseres eingefallen ist als den Generationen vor ihnen: Seit ich Baptist bin, jagt ein missionarisches Jahr unter einem immer neuen Motto das andere. Das Ganze wirkt wie eine Camouflage der Ratlosigkeit.

Richtig düstere Wolken ziehen allerdings von anderer Seite her über das baptistische Eiland: Präsidium und Bundesgeschäftsführung haben im Verlauf der ausdrucksvoll geführten Reformdiskussion ein neues Ziel ausgemacht, das seit langer Zeit als vergifteter Apfel am baptistischen Wegesrand herumliegt. Man möchte das von dem Nachrichtenblatt *idea* als eine Art freikirchlicher Oskar verliehene Prädikat der »größten deutschen Freikirche« gerne auch in Zukunft sein Eigen nennen und sucht deshalb nach neuen Bundesgenossen in Sachen »wir sind wieder wer«. Was auch immer die Bundesverantwortlichen geritten haben mag, gerade die wachsenden rußlanddeutschen Aussiedlergemeinden und weitere nicht näher bezeichnete »Traditionsgruppen« als Objekte der missionarischen Begierde zu küren, ist mir – und anderen übrigens auch – ziemlich schleierhaft. 60 Jahre Erfahrungen in einer ungeliebten Koalition – einer *detente cordiale* – aus Brüder- und Baptistengemeinden in unserem »Bund« müssten uns eines Besseren belehrt haben. Kirchliche Gemeinschaft ist gewiss ein hoher Wert und ein Ziel von Rang, stützt sich aber auf einen Pool gemeinsamer Erfahrungen, Werte und Erkenntnisse.

Wie schwer es ist, solche Gemeinsamkeiten selbst innerhalb der baptistischen Familie zu konservieren, zeigen die Spannungen, die der Baptistische Weltbund (BWA) gerade durchlebt, der in die ernsthafteste Krise seiner Geschichte geraten ist. Anlass ist der unmittelbar bevorstehende und mit großem Tamtam angekündigte Austritt der »Southern Baptist Convention« (SBC) und damit der mit 16 Millionen Mitgliedern stärksten Baptistenunion der BWA. Nach einer heimlichen Kriegserklärung fundamentalistischer Kräfte, der sich ein erfolgreicher Marsch durch die

innerkirchlichen Institutionen anschloss, haben diese Kräfte im Lauf der letzten 20 Jahre die Macht innerhalb der weltweit größten Baptistenu-nion an sich gerissen und eine kirchengeschichtlich wohl einzigartige »religiöse Säuberung« von aus ihrer Sicht liberalen Elementen durchgeführt. Mithilfe ihrer starken Finanzkraft plant die neue (Ver-)Führung die Schaffung eines eigenen weltweit agierenden Imperiums als Hort der unfehlbaren Bibeltreue – eine Art konservatives baptistisches Parallel-universum also.

Unser Bund hat nun nichts anderes zu tun, als die engsten osteuropä-ischen Vasallen dieser Gotteskrieger als Partner in die eigenen Reihen aufzunehmen. Wann werden wir hierzulande wohl die simple Wahrheit begreifen, dass wer sich auf Fundamentalisten einlässt, durch sie immer umkommt? Die einzige Alternative, dem menschenfreundlichen Gott durch einen menschenfreundlichen Bund zu entsprechen, bestünde da-rin, den fundamentalistischen und das heißt immer auch: menschenver-achtenden Strömungen innerhalb der Kirche Paroli zu bieten. Auch wenn die geplante Liaison mit zweifelhaften Gruppierungen nur als loser Dachverband von Baptisten unterschiedlichster Couleur und weite-ren »Traditionsgemeinschaften« geplant ist, bleibt doch die Frage, was das Ganze eigentlich soll. Wird unser Gemeindebund künftig zu einem religiösen Club, der staatliche Körperschaftsrechte verhökert? Denn ei-nen anderen Grund für solche Zusammenschlüsse gibt es nicht. Inhalt-lich verstehen wir unter »Evangelium« nämlich etwas grundlegend An-deres. Die religiöse Welt des osteuropäischen Talibanismus ist nicht die unsere und – mit Verlaub – wird es auch niemals werden. Gibt es denn keine anderen Gesprächs- und Koalitionspartner als die erbittertsten Feinde der Ökumene und der Frauenordination? Eine Annonce für eine solche religiöse Wohngemeinschaft, auf die sich unsere Bundeshäupt-linge derzeit kaprizieren, müsste lauten: »Biete Körperschaftrechte – su-che unproduktiven Streit.« Unzufriedene aller freikirchlichen Länder, vereinigt euch im Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden! Das hatten wir alles schon in der Zeit der NS-Barbarei mit der großen Illu-sion von einer geeinten deutschen Freikirche. Weiter, d.h. näher zuein-ander, hat es uns nicht gebracht. Fragen wir doch einmal die Mennoniten, die ihr eigenes Klagelied über diese Art des »west-östlichen Di-wans« zu singen wissen. Der neu entworfene Bund wird durch solchen religiösen Unfug nur noch schneller zu einem Muster ohne Wert, wobei die Bezeichnung »Baptisten« in Zukunft erklärungsbedürftiger denn je sein wird. Ein bisschen anspruchsvoller dürfte eine Kirchengemeinschaft schon sein! Man bedenke, in welche Paradoxie man sich dabei begibt: Eine Freikirche, die sich für die unter ihrem Dach geduldete anachronis-tische Sektiererei dauernd entschuldigen muss, ruft gleichzeitig eine »Kampagne missionarisch leben« für die Menschen unserer Zeit aus! Schönen Dank auch – da halten wir es lieber mit den Heiden und Agnostikern.

Die »Gesellschaft für Freikirchliche Theologie und Publizistik«, die nächstes Jahr ihr zehnjähriges Jubiläum feiert, wird jedenfalls etwaigen fundamentalistischen Kapriolen nicht tatenlos zusehen. Einen zweiten religiösen McCarthyismus, wie er der Schütz-Krise vorausging, werden wir nicht widerstandslos hinnehmen. Dies mag manchen sehr martialisch klingen – und es ist durchaus auch so gemeint. Bereits von Jesus und Paulus wäre zu lernen, dass es mit allen Sorten von Fundamentalisten niemals Frieden geben kann – auch und erst Recht nicht den des Evangeliums. Apostel und Propheten waren sowohl Friedensbringer als immer auch »Krieger«, weil sie wussten: Es ist furchtbar, wenn das Evangelium in die Hände falscher Schriftgelehrter gerät. Null Toleranz der Intoleranz!

Zum Inhalt des Hefts

Gott hat in seiner Weisheit das vermeintlich christliche Abendland mit der »Aufklärung« beglückt, um das Christentum aus seiner Borniertheit, der massenhaften religiösen Verdummung und ihrem gemeinschaftszerstörerischen Konfessionalismus zu erlösen. Die Kirchen haben die Wege ihres Herrn, so oft, meist nicht erkannt und die Aufklärung aufs Heftigste bekämpft. Der körperlich schwächliche geistig aber riesenhafte Königsberger Philosoph *Immanuel Kant*, dessen Vorname wörtlich »Gott mit uns« bedeutet (was sich auf die Verheißung in Jes 7,14 bezieht), hat mit der Präzision eines Schweizer Uhrwerks das spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Grundgerüst der christlichen Religion ins Wanken gebracht und zugleich neue Wege eröffnet, auf denen Gott im Angesicht der Moderne gedacht werden kann, ohne dem obsoleten Theismus zu verfallen. Für Beides, die Erschütterung wie die Erneuerung des religiösen Nachdenkens über Gott und die Welt, hätten die Kirchen Kant vielfach zu danken. Da sich der Todestag des wohl größten deutschen Denkers in diesem Jahr zum 200. Male jährt, eröffnen wir das neue Heft mit einem Essay der SPIEGEL-Redakteure *Johannes Saltzwedel* und *Mathias Schreiber* über das Erbe Kants, das sie im »reinen Gold des Denkens« sehen. Ihrer These, dass Kants weitsichtige Konzepte heute so modern wie eh und je seien, wird man sich nach der Lektüre dieses Essays schwerlich entziehen können.

Es folgt ein Essay über »Einigkeit und Recht auf Freiheit«, das auf ein Referat zurückgeht, das ich im vergangenen Jahr vor dem Bundespräsidium meiner Kirche hielt. Darin gehe ich der theologischen Spannung nach, die notwendigerweise zwischen der gebotenen Einheit und der ermöglichten Vielfalt innerhalb der Kirche Jesu Christi besteht. Binnenlösungen, mit denen man lediglich die konfessionelle Integrität der jeweils eigenen Konfession zu konservieren versucht, erteile ich dabei eine Abfuhr. Einheit ist vom Neuen Testament her nicht als das Recht auf religiöse Eigenbrötelei, sondern als das durch den Geist Gottes ermöglichte gemeinsame und transkonfessionelle Leben aufzufassen. Die Unvollkommenheit und das Fragmentarische dieses Beitrags war mir bei der Abfassung durchaus bewusst, weshalb ich die Gattung »Essay« (wörtl.: »Versuch«) hier für sehr angemessen halte.

Als kritischer Impuls einer Erneuerung ist auch der Beitrag von *Lutz Reichardt* »Evangelisch-Freikirchliche Gemeinden zwischen Anspruch und Wirklich-

keit« zu verstehen. Der vormalige Bundesdirektor zeigt darin die Schwächen aber auch die Chancen des freikirchlichen Lebens auf. Ausgangspunkt ist für ihn die Ortsgemeinde, die das Wertvollste sei, was Jesus Christus dieser Welt hinterlassen habe. »Die Arbeit unabhängig und ›oberhalb‹ der konkreten Gemeinde« berge dagegen immer auch »die latente Gefahr der Hybris.« Das Essay geht auf einen Festvortrag zurück, den Reichardt auf der bayerischen Vereinigungskonferenz 2003 in Bobingen hielt.

Thomas Nißlmüller greift in seinen Anmerkungen Fragen des Zukunftsmanagements der Kirche in einer postmodernen Welt auf. »Die Marke Kirche und die ›Marke Gott‹, die Rede von Glaube und Liebe im Horizont der heutigen Welt ist ein Produkt, das es stimmig, mit gutem Marketing und einer tiefen Leidenschaft heute zu positionieren gilt.« Sprachlich gewandt und inhaltlich herausfordernd ist dieses Essay zu lesen, etwa wenn den christlichen »Zukunftsagenten« ins Stammbuch geschrieben wird, dass die Kirche »mehr denn je ein Lifestyle-Produkt« sei, deren Handlungsreflexion derzeit allerdings meilenweit von dem entfernt sei, »was an produktiven Strukturen, Modellen und Rahmen bereits vorhanden ist und quasi mundgerecht vorliegt.«

Im freikirchlichen Raum hat die Beschäftigung mit Maria, der Mutter Jesu, seit jeher einen schweren bzw. überhaupt keinen Stand. Daher füllt der Artikel der mennonitischen Neutestamentlerin *Anna Janzen* ein gewisses Defizit, wenn sie den Aussagen über Maria in den synoptischen Evangelien nachgeht. Im Mittelpunkt steht das Markusevangelium, das Maria in ein negatives Bild zeichnet, gehört sie nach dessen Aussagen doch eher auf die Seite der Gegner Jesu. Andererseits genießt die Mutter Jesu im Urchristentum später hohes Ansehen. Der Artikel setzt sich mit der religionssoziologischen Kategorie der »Familie« auseinander und beleuchtet deren ekklesiologischen Hintergrund, vor dem die markinische Polemik einen präzisen Sinn erhält.

Ausgehend von der *Crux interpretum* in 1Kor 7,14 fragt *Friedrich Emanuel Wieser*, was die Aussage kindlicher »Heiligkeit« für die ungetauften Kinder im Urchristentum sowie in heutigen Baptistengemeinden bedeuten kann. Der Artikel kann aufgrund seiner religionssoziologischen Familienthematik komplementär zum Beitrag *Anna Janzens* über das Familienbild der Evangelien gelesen werden, hat aber eher eine praktische als eine exegetische Zielrichtung und erklärt, warum Baptisten auch mit noch nicht getauften Kindern ruhig schlafen können.

Erich Geldbach, dem die Schriftleitung an dieser Stelle von Herzen zum 65. Geburtstag gratuliert, erläutert in seinem kirchenhistorischen Beitrag die ökumenischen Dialoge des Baptistischen Weltbundes (BWA), indem er deren Hintergründe und Ergebnisse sowie die Gründe für eine diesbezügliche Abstinenz einzelner Unionen (wie der SBC) aufzeigt. Wenn der Weltbund sowie die aus ihr hervorgegangene Europäisch-Baptistische Föderation (EBF) selbst ökumenische Gebilde sind, dann sind deren Gespräch mit anderen Kirchen vor allem Ausdruck des eigenen Selbstverständnisses.

Mit *Joachim Molthagens* Studie über das »Nichtwissen des Plinius über die Anfänge der Christenprozesse« betreten wir ein Terrain, in dem sich Kirchengeschichte und Allgemein historie auf erhellende Weise begegnen. Der Briefwechsel des kaiserlichen Statthalters Plinius aus der Provinz Pontus-Bithynien wird in der Historiographie der Alten Kirche gerne als Beleg für die kaiserlichen Chris-

tenverfolgungen zitiert. Im Raum steht allerdings die Frage, ab wann im Römischen Reich mit einer systematischen Christenverfolgung zu rechnen ist.

Der spannenden Frage über das Verhältnis von christlichem Fundamentalismus und seiner Einstellung zu Israel geht *Martin Kloke* in seinem Artikel »Endzeitfieber und Pulverfass« nach. Dabei macht er auf den Hintergrund der oft beschworenen Sympathiebekundungen und Solidaritätsadressen gegenüber Israel aufmerksam. Er zeigt das Welt- und Geschichtsbild fundamentalistischer Kräfte auf, deren Israelliebe nicht nur einem eigenwilligen sondern auch eigennützigen ideologischen Strickmuster folgt. Klokes Beschreibung von Organisationen und Kräften macht dabei auch überraschende Interdependenzen zwischen Philosemitismus und Antisemitismus aus.

Dass das Pastorenbild und die Pastorenausbildung immer wieder in einem »Spannungsfeld von Theorie und Praxis« stehen, gehört zur Grunderfahrung jedes Pastors bzw. jeder Pastorin. *Edgar Machel* zeigt diese Dissonanzen im pastoralen Berufsbild seiner Freikirche umsichtig auf, die zwischen Theologiestudium und Gemeindewirklichkeit bestehen und verweist auf die Konsequenzen für die pastorale Ausbildung an der Theologischen Hochschule Friedensau. Viele der dort gesammelten Beobachtungen sind auch für die Pastoraltheologie anderer Freikirchen gültig.

Neben den rein literarischen Beiträgen können wir auch dieses Jahr Vorträge des jährlichen *GFTP-Symposiums* veröffentlichen, das unter dem Thema »Religion und Gewalt« in München stattfand. Erstmals wurde das Symposium in Kooperation mit der »Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Bayern« durchgeführt, wofür ich der Geschäftsführerin der ACK, Elisabeth Dieckmann, an dieser Stelle noch einmal herzlich danke! Die spannenden Vorträge waren von nicht minder spannenden Aussprachen begleitet und werden in dieser sowie in der nächsten Ausgabe der ZThG dokumentiert und in einer kurzen Einführung vorgestellt (S. 177).

Die Rubrik »Theologie im Kontext« enthält zwei Beiträge. In einer theologischen Meditation befasst sich *Friedrich Emanuel Wieser* mit dem Wesen und den Hintergründen einer »Gemeindemitgliedschaft«. Der Begriff ist gewiss erklärungsbedürftig, zumal er sich nicht dem Neuen Testament verdankt, sondern aus dem Vereinswesen abgeleitet ist.

Wolf Bruske geht in seinem Beitrag den Gedanken des arabischen Gelehrten Ibn Roshd (Averroës) nach, der im 12. Jahrhundert in Spanien lebte, das seinerzeit ein arabisches Land war. Der heute fast vergessene Religionsphilosoph könne »ohne Übertreibung als einer der Wegbereiter der abendländischen Kulturgeschichte gelten.« Der Beitrag ist – etwa auf dem Hintergrund des mittelalterlichen Universalienstreits – spannend zu lesen und verführt dazu, sich mit diesem islamischen Ausnahmegelehrten zu beschäftigen, der wie viele wache Geister ein Opfer der Fundamentalisten wurde.

Eine Buchbesprechung von *Erich Geldbach* über Andrea Strübinds Habilitationsschrift beschließt den wissenschaftlichen Teil des Heftes. Die Verfasserin wird ab April eine Gastprofessur an der Uni Lüneburg wahrnehmen, die ein Resultat ihrer vielfältigen wissenschaftlichen Forschung darstellt

Die Rubrik »Theologie und Verkündigung« ist wie immer Predigten und Bibelarbeiten – diesmal von *Lutz Reichardt*, *Peter-Johannes Athmann*, *Michael*

Stadler und Kim Strübind – vorbehalten. In ihnen finden Wort, Zeit und Persönlichkeit zu einer je eigentümlichen Symbiose, eben der Predigt, zusammen.

Bei der Frage, wem das diesjährige Heft gewidmet werden sollte, entschied sich die Schriftleitung für *Heinz Zahrnt*, den temperamentvollen Grandseigneur und Nacherzähler der protestantischen Theologiegeschichte des 20. Jahrhunderts. Als Publizist wie auch als Rhetoriker hat er es wie kein zweiter verstanden, die Menschen unserer Tage für »die Sache mit Gott« zu begeistern, indem er sie in diese Fragen verstrickt sein ließ, ohne je eine ehrliche Antwort schuldig zu bleiben. Die Evangelikalen, die ihn nie verstanden haben, machten ihm das Leben schwer, das am 1. November 2003 – an Allerheiligen – 88-jährig sein irdisches Ende fand. Wir ehren einen großen Theologen, der die Kirche weit über die Grenzen der eigenen Konfession hinaus die Pflicht zum Aufbruch lehrte und sich nicht scheute zu provozieren, wo er es um Gottes und der Menschen willen für notwendig hielt. »Wenn ihr einen nur zum Streicheln braucht, dann sucht euch einen bequemeren Gott – und einen Bequemen, der über ihn spricht«, lautet eines seiner unzähligen Bonmots. Es könnte gut und gerne auch als Motto über jedem Jahrgang der *Zeitschrift für Theologie und Gemeinde* stehen.

München, im April 2004

Dr. Kim Strübind